

**Katrina Hutchison und Fiona Jenkins (Hg.): *Women in Philosophy. What Needs to Change?* Oxford: Oxford University Press 2013. 271 Seiten. [978-0-19-932561-0]**

Rezensiert von Svenja Wiertz (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf)

Der Philosoph, das ist ein älterer Herr, der einsam im Sessel an seinem Schreibtisch sitzt, leicht traurig, grübelnd. So zumindest stellt er sich auf Rembrandts gleichnamigem Gemälde dar. In der heutigen Zeit ist unser Bild des Philosophen vielleicht stärker durch Fernsehauftritte von Sloterdijk und Precht geprägt: In kleiner Runde diskutieren sie über die wichtigen Fragen des Lebens. Eines hat sich dabei nicht geändert. Der Stereotyp des Philosophen ist männlich.

Dass Frauen in der Philosophie unterrepräsentiert sind ist nicht neu, unbeantwortet ist weiterhin die Frage, auf welche Ursachen dies zurückzuführen ist. Lange Zeit wurde die Lage als Resultat eines sogenannten „Pipeline-Problems“ betrachtet: Es gab keine weiblichen Studentinnen der Philosophie, also konnte es an den Universitäten auch keine Philosophinnen geben. Reformen im Bildungssystem sollten dafür sorgen, dass Studentinnen an die Universitäten kämen, dann würde auch die Zahl der Frauen unter den Lehrenden mit der Zeit entsprechend ansteigen. Diese Hoffnung hat sich mittlerweile als trügerisch erwiesen. Obwohl es in der Philosophie mittlerweile erheblich mehr Studienanfängerinnen gibt als früher, sinkt der Frauenanteil mit jedem Schritt auf der akademischen Karriereleiter (143). Während der Anteil von Frauen in vielen anderen geisteswissenschaftlichen Fächern stark zugenommen hat, hinkt die Philosophie zusammen mit den Naturwissenschaften hinterher.

Die Frage nach den Ursachen für die mangelnde Repräsentation von Frauen an philosophischen Instituten eint die Aufsätze in diesem Band, für den ein Symposium an der Australian National University im August 2009 den Anstoß gab. Die hier versammelten Autorinnen stammen alle aus dem anglophonen Raum und betrachten jeweils ihr eigenes philosophisches Umfeld. Persönliche Erfahrungen, statistische Daten und Erkenntnisse diverser wissenschaftlicher Disziplinen bilden die Basis für die Suche nach oft kaum sichtbaren Formen von Ungerechtigkeit und Ausgrenzung. Die übergeordnete Fragestellung wird dabei differenziert und aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. Neben der Präsenz männlicher Stereotype werden die Folgen von

impliziten Vorurteilen, *Stereotype-Threat*, einer konfrontativen Diskussionskultur, sowie der traditionsfortschreibenden Auswahl von Themen und Methoden untersucht. Über die Situation von Frauen hinaus befassen sich einige Aufsätze allgemeiner mit dem Status von Minderheiten in der Philosophie, zusätzlich wird wiederholt die Rolle der feministischen Philosophie diskutiert.

Die im Band versammelten Perspektiven sind vielfältig, die wiederkehrenden Bezüge der Texte untereinander tragen dazu bei, dass trotzdem ein stimmiges Gesamtbild entsteht. Um dieses annähernd adäquat darzustellen, werde ich im Folgenden die einzelnen Beiträge thematisch sortiert vorstellen, der gebotenen Kürze einer Rezension ist es zu schulden, dass dieser Überblick recht oberflächlich ausfallen muss.

Im Anschluss an die Einleitung stellt Marilyn Friedman im ersten Beitrag „Women in Philosophy. Why Should We Care?“ (21–38) zunächst die Frage, warum uns die geringe Beteiligung von Frauen in der Philosophie überhaupt beschäftigen sollte. Dabei geht es ihrer Ansicht nach nicht nur um eine Gerechtigkeitsfrage, sie argumentiert aus einer philosophieinternen Perspektive für die Förderung von Frauen im Fach. Friedman schließt dabei nicht aus, dass es die der Philosophie eigenen Methoden sein könnten, die das Fach für Frauen unattraktiv erscheinen lässt (v.a. der konfrontative Stil philosophischer Praxis), plädiert jedoch dafür, den Wert dieser Methoden mit den entstehenden Kosten zu vergleichen (31). Durch den weitgehenden Ausschluss von Frauen aus der Philosophie gehe zum einen der Beitrag verloren, den die feministische Philosophie (die nun einmal hauptsächlich von Frauen betrieben werde) in vielen Gebieten leisten könne, zum anderen würde Diversifizierung allgemein zu einem methodischen Fortschritt beitragen (32f). Friedman betrachtet es im Anschluss an Bernard Williams als (eine) Aufgabe der Philosophie, den Menschen zu helfen, sich selbst und ihre Situation zu verstehen. Hier bestehe die Gefahr einer perspektivischen Verengung: Je eingeschränkter der Kreis derjenigen ist, die Philosophie betreiben, desto größer ist auch die Gefahr, dass Interessen und Anliegen der Gruppen, die nicht vertreten sind, keine Berücksichtigung finden (35). In diesem Sinne müsse sich die akademische Philosophie, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, bemühen die Gesellschaft möglichst breit zu repräsentieren.

In „Not Just a Pipeline Problem. Improving Women’s Participation in Philosophy in Australia“ (143–163) legen die Autorinnen Susan Dodds und Eliza Goddard unter Bezug auf eine Langzeitstudie der Australasian Associa-

tion of Philosophy überzeugend dar, dass die geringe Zahl von Frauen nicht über das oben bereits erwähnte Pipeline Modell erklärt werden kann. Diese Einsicht sei nicht neu, im Kontext der feministischen Philosophie würden schon seit langem alternative Erklärungsansätze diskutiert, ohne dass jedoch den dortigen Erkenntnissen bisher die nötige Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre.

In den Aufsätzen von Fiona Jenkins, „Singing the Post-discrimination Blues. Notes For a Critique of Academic Meritocracy“ (81–102), und Adriane Rini, „Models and Values. Why did New Zealand Philosophy Departments Stop Hiring Women Philosophers?“ (127–142), wird darauf hingewiesen, dass die Einführung scheinbar objektiver Wertungskriterien, die Diskriminierung verhindern sollen, das Problem nicht löst. Beide richten sich vor allem gegen das in Neuseeland und Australien etablierte System des Journal Ranking. Jenkins kritisiert, dass sogenannte meritokratische Maßstäbe als objektiv betrachtet werden, ohne die Grundlagen ihrer Beurteilungskriterien zu hinterfragen. Dadurch unterstützten sie die Reproduktion einer elitären Gruppe mit samt ihrer konservativen Maßstäbe. Konkret komme es einerseits zu einer Überbewertung bestimmter Themen (z.B. Artikel zu Metaphysik, 87), andererseits zur Bevorzugung eines bestimmten Stils der Philosophie (Demonstration von überlegener Intelligenz statt Präsentation inhaltlicher Ergebnisse, 88). Rini sucht darüber hinaus nach möglichen Erklärungen, warum das System einer leistungsorientierten Forschungsfinanzierung in Neuseeland zu einem eklatanten Rückgang bei der Neueinstellung von Frauen geführt hat. Als Hauptproblem identifiziert sie die Tendenz von Instituten, die Qualität einer Philosophin oder eines Philosophen direkt von der Anzahl der Beiträge abzuleiten, die er oder sie in Zeitschriften mit Bestwertung veröffentlicht haben. Die Arbeit als Gesamtwerk werde nicht mehr bewertet, die tatsächliche Qualität der Aufsätze nicht geprüft (131). Eine ähnliche Perspektive findet sich im Beitrag von Katrina Hutchison, „Sages and Cranks. The Difficulty of Identifying First-Rate Philosophers“ (103–126), in dem die Autorin hinterfragt, ob wir überhaupt geeignete Maßstäbe besitzen, um philosophische Kompetenz zu beurteilen.

Der Beitrag „Implicit Bias, Stereotype Threat, and Women in Philosophy“ von Jennifer Saul (39–60) setzt sich detaillierter mit den gut belegten psychologischen Phänomenen der impliziten Vorurteile und des *Stereotype Threat* auseinander. Dabei zitiert Saul einige Studien, die belegen, dass auch

diejenigen, die sich explizit zu egalitären Ansichten bekennen, oft von impliziten Vorurteilen betroffen sind, so dass z.B. die Beurteilung von Lebensläufen oder Zeitschriftenartikeln durch den voranstehenden männlichen oder weiblichen Namen beeinflusst wird (41). Der *Stereotype Threat* hingegen führt dazu, dass Mitglieder einer stigmatisierten Gruppe schlechtere Leistungen abliefern, wenn sie mit ihrer Zugehörigkeit zu dieser Gruppe konfrontiert werden, als sie es andernfalls könnten (42). Überzeugend legt Saul dar, dass es vermessen wäre, sich einzubilden, die Philosophie wäre von diesen weit verbreiteten Phänomenen nicht betroffen. Ergänzt wird dieser Blick auf im Alltag zunächst unbeachtete und schwer festzustellende Ungerechtigkeiten durch Samantha Brennans Beitrag zu *micro-inequities*. In „Rethinking the Moral Significance of Micro-Inequities. The Case of Women in Philosophy“ (180–196) weist Brennan darauf hin, dass kleine Ungerechtigkeiten, die im Kontext ethischer Theorien in vielen Fällen als marginal abgetan werden, bei wiederholtem Auftreten oft zu einem erheblichen Schaden führen können. So könnten zum Beispiel das wiederholte Ausbleiben von positivem Feedback oder Unterschiede in der Gestik und Körpersprache erhebliche Auswirkungen auf das Selbstvertrauen einer Person haben. In Anknüpfung an Parfit kritisiert sie die hergebrachten Moraltheorien, die die Möglichkeit eines derart kumulativ entstehenden Schadens außer Acht lassen.

Ein weiterer zentraler Punkt des Bandes ist die Kritik am vorherrschenden, kämpferischen Diskussionsstil der Philosophie, der – geprägt von Kriegsmetaphern – vor allem Frauen abschrecken würde. Diesem Thema widmen sich vor allem Helen Beebe („Women and Deviance in Philosophy“, 61–80) und Justine McGill („The Silencing of Women“, 197–214).

Catriona Mackenzie und Cynthia Townley erweitern in „Women In and Out of Philosophy“ (164–179) den Fokus auf die Situation von Minderheiten allgemein und heben die Aufgabe der Philosophie hervor, zentrale Werte wie Selbständigkeit und Freiheit auch über den akademischen Kontext hinaus zu vermitteln. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, sei es unerlässlich, dass die Philosophie für alle gesellschaftlichen Gruppen zugänglich werde.

Im abschließenden Beitrag liefert Michelle Bastian unter dem Titel „Finding Time for Philosophy“ (215–230) eine Kritik der gegenwärtig in der Philosophie vorherrschenden linearen Betrachtung von Zeit, der sie ein soziologisch geprägtes Zeitverständnis gegenüberstellt. In den Sozialwissenschaften sei bekannt, dass kulturelle Formen der Wahrnehmung von Zeit in Kontexten

sozialer Ausgrenzung oft eine Rolle spielten. Erst eine Auseinandersetzung mit dieser Thematik ermögliche es uns zu sehen, in welcher Weise eine akademische Karriere in der Philosophie besonders Frauen vor zeitliche Koordinierungsprobleme stelle.

Den Aufsätzen folgen zwei Anhänge, die empirische Daten zusammenstellen, zum Frauenanteil in der Philosophie unter Studierenden und Beschäftigten für Australien, Neuseeland, Canada, die USA und das Vereinigte Königreich. Obwohl die Lage für die einzelnen Länder durchaus unterschiedlich ist, zeigen sich gemeinsame Tendenzen:

The overwhelming picture from all of the Anglophone countries is that, among academic staff, men outnumber women at all levels, with the estimated proportion of females ranging between 20% and 30%. [...] These percentages are more compatible with physical sciences than with most other disciplines, particularly the humanities. (249)

Zahlen für Deutschland finden in diesem Band keine Berücksichtigung, lassen sich aber leicht ergänzen und zeigen dieselbe Tendenz: Laut Daten des Statistischen Bundesamtes waren im Jahr 2013 unter dem hauptberuflichen wissenschaftlichen Personal an Hochschulen in der Philosophie 405 Frauen unter insgesamt 1378 Beschäftigten – also knapp 30%. Auf Ebene der Professorinnen und Professoren machen die 71 Frauen gegenüber 309 Männern nur noch knapp 19% aus (Statistisches Bundesamt 2014: 25; 27; 185).

Schon der Titel des Sammelbandes weist daraufhin, dass hier nicht nur theoretische Interessen verfolgt werden. Die im Untertitel gestellte Frage „What Needs to Change?“ verlangt praktische Antworten. Philosophinnen und Philosophen werden hier weniger als abstrakte Denker\_innen, sondern als Vertreter\_innen einer Disziplin angesprochen, die ihre eigenen Gerechtigkeitsansprüche nicht nur theoretisch verteidigen, sondern auch im eigenen Arbeits- und Lehralltag umsetzen sollten. Trotz dieses primär praktischen Anspruchs werfen die einzelnen Artikel auch eine ganze Reihe vor allem metaphilosophischer Fragestellungen auf: Was ist philosophischer Fortschritt, und in welcher Weise wird er erreicht (Friedman)? Was zeichnet eigentlich eine gute Philosophin oder einen guten Philosophen aus (Hutchison)? Welchen Beitrag leistet Philosophie außerhalb des akademischen Kontexts zum gesellschaftlichen Leben (Mackenzie und Townley)? Darüber hinaus widmet sich Brennan mit ihrer Betrachtung des kumulativen Schadens kleiner Ungerechtigkeiten einer allgemeinen Schwachstelle ethischer Theorien.

Trotz der Vielfältigkeit der angesprochenen Themen stehen die Aufsätze in Bezug auf die übergeordnete Frage nach möglichen Ursachen der Ausgrenzung von Frauen in der Philosophie in einem guten Ergänzungsverhältnis. Die Autorinnen behandeln jeweils Teilaspekte des Problems, die in ihrer Funktion Puzzlestücken ähneln, die ein Gesamtbild erahnen lassen. Das Urteil darüber, welche Aspekte für das Problem zentral sind, und welche eher Randaspekte darstellen oder nicht überzeugen können, bleibt dabei der Leserin oder dem Leser überlassen.

Eine Schwierigkeit, die der feministischen Philosophie nicht fremd ist, und der sich auch ein solcher Band stellen muss, ist die Gefahr, Frauen eine einheitliche Perspektive zu unterstellen. Anzunehmen, dass alle Frauen, die Philosophie betreiben wollen, vor den gleichen Problemen stünden, ist sicher falsch. Der vorliegende Band entgeht dieser Falle teilweise schon durch die Vielfältigkeit der vorgestellten Perspektiven. An einzelnen Stellen ruft er dann trotzdem Stirnrunzeln hervor, wenn z.B. Rini im Kontext von Stellenbesetzungen schreibt:

So, in spite of any reasonableness about wanting someone to teach specific courses, there is a de facto prejudice in this approach to hiring, the impact of which might be that it is men's interests in philosophy that are allowed to define what is important in philosophy. (135)

Wie es dazu kommt, dass sich innerhalb der Philosophie scheinbar männliche und weibliche Interessen unterscheiden lassen, wird an dieser Stelle leider nicht hinterfragt. Besser gelingt es Jenkins: Auch sie unterscheidet „Frauenthemen“ (Ethik, Feminismus) und „Männerthemen“ (analytische Erkenntnistheorie, Metaphysik, Logik), wobei sie sich explizit auf die Anzahl von Männern und Frauen, die im jeweiligen Bereich tätig sind, bzw. auf die Geschlechterverhältnisse bei Veröffentlichungen bezieht. Diese Zuordnung wird anschließend zu der in manchen Feldern verbreiteten Einsicht in Korrelation gesetzt, dass Philosophie notwendig situiert und Perspektiven damit irreduzibel seien. Wo diese Sichtweise vertreten wird, so die These, seien auch mehr Frauen zu finden. In Bereichen hingegen, in denen ein neutraler Standpunkt verteidigt wird, seien sie stärker unterrepräsentiert (91–92). Es mag sicher andere Erklärungsmodelle für dieses Phänomen geben, positiv hervorzuheben bleibt, dass Jenkins die Gegenüberstellung von männlichen und weiblichen Anliegen kritisch reflektiert, während dies an anderen Stellen zu kurz kommt.

Alles in allem wird eine Festschreibung *der einen* weiblichen Perspektive jedoch erfolgreich vermieden.

Positiv hervorzuheben ist, dass kaum einer der Beiträge bei theoretischen Überlegungen stehen bleibt, sondern vielfältige praktische Vorschläge folgen. Diese reichen von der Forderung nach einer Quotenregelung im Angesicht einer katastrophalen Einstellungsrate von 20:1, über die wiederholte Aufforderung an die Philosophie als Disziplin, Probleme zu diskutieren, versteckte Hintergrundannahmen offenzulegen und eingespielte Praktiken zu reflektieren, bis hin zu konkreten Vorschlägen, die jede und jeder Einzelne umsetzen kann: Seminararbeiten sollten möglichst anonym und nicht unter Zeitdruck korrigiert werden, da dieser den Effekt unbewusster Vorurteile verstärkt. Sollten Sie die Wände ihres Büros mit Porträts von Philosophen geschmückt haben, achten Sie darauf, dass Frauen darunter sind, um Stereotype abzubauen. Vermeiden Sie es im Seminarkontext, abweichende Intuitionen abzutun – Ergebnisse der experimentellen Philosophie zeigen, dass bei vielen Gedankenexperimenten der Philosophie die Intuitionen abhängig vom Geschlecht variieren. Wenn Sie das nächste Mal eine Diskussion leiten, lassen Sie Männer und Frauen bewusst abwechselnd zu Wort kommen. Und stellen Sie in jedem Fall sicher, dass die Leseliste ihres nächsten Seminars die eine oder andere Autorin umfasst. Hierzu wird auch gleich ein praktischer Link geliefert: <http://aap.org.au/WomensWorks>.

Alles in allem ein sehr lohnenswertes Buch, dass sich differenziert mit den möglichen Ursachen für die nach wie vor mangelnde Präsenz von Frauen in der Philosophie auseinandersetzt und vielseitige praktische Gegenmaßnahmen vorschlägt.

## **Literatur**

Statistisches Bundesamt. „Bildung und Kultur: Personal an Hochschulen 2013“, Fachserie 11, Reihe 4.4, Wiesbaden: 2014. Aufgerufen am 15. April 2015:  
<https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/PersonalHochschulen2110440137004.pdf>.